

Jorinde, die Siebzehnjährige [Schluss]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 29

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 29 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

17. Juli 1937

Der rechte Ort

Von Gustav Falke

Es ist ein stiller Pfad
Entlang an Klee und Korn,
Wo Furchen grub das schwere Rad;
Geißblatt wuchert am Rand und Dorn.

Kings Farben, juliwarm,
Und reifer Roggenduft;
Ein tanzender Mückenschwarm
Und Schwalben in zitternder Luft.

Und um die glühe Mittagszeit
Ein Bett im Heckenraut,
Und weit
Kein Menschenlaut.

FORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

29

So nahm den schönsten Strauß und drückte ihn Claudia in die Hand.

„Und den für dich, alte Motte. Und die Zigaretten für dich, Berkeo, liebster aller Väter. Aller Männer überhaupt.“ (Stich ins Herz, Andreas betreffend.) „Ja, überhaupt.“ (Troß.) Berkeo nahm sie und fragte, wem er denn diese gute Marke verdanke.

„Dem Ältesten. Weißt du, der klumpert nur so mit dem Geld. Das heißt, seine Eltern geben ihm nicht viel. Sie sagen, man müsse junge Menschen — Kinder, sagen sie — nicht verwöhnen. Und dabei wird er zwanzig. Aber sein Onkel gibt ihm, so viel er will.“

„Schädlich für einen jungen Menschen, darin haben die Eltern recht.“

„Ja schon. Aber der Älteste ist tüchtig. Der beißt sich durch den Reichtum durch, wie der Xaver sich durch seine Armut durchbeißen wird.“ Sonst erfuhren ihre Eltern nichts von Xaver, so erzählte nie etwas, was ihre Kameraden hätte herunterlegen können. Nein, Fehler hin und Fehler her, gemein war Jorinde nie.

Man setzte sich zum Tee. So erzählte, Claudia erzählte und Berkeo sollte erzählen.

„Was gibt's da zu sagen? Kranke, Operationen, Tote, Arbeit, zum Glück auch Claudia.“

„Armer Papa.“

„Nein. Was denkst du? Alles, was mich betrifft, ist Reichtum. Das ewige Leid, das auf der Menschheit liegt und das

ich täglich sehe, geht eben wie eine trübe Melodie durch jedes Lied. Aber mich soll nichts der Freude berauben, wenn Claudia sie mir bietet. Und heute, mein Herzenskind, heute freue ich mich ganz unbändig. Da kommt Basil, ich höre ihn, wie gewohnt, drei Stufen auf einmal nehmen mit seinen langen Beinen.“ Herein kam Basilius, blumenbeladen. Hochelegant. Stürmische Begrüßung.

„Da, für dich, Claudia. Schönste Rose, Alpenrose . . .“ „Au!“ rief Berkeo. „Au! Und gestohlen.“

„Und das für dich, Jorinde. Die weißen Anemonen der weißen, ungetrübten Seele.“

„Hör auf, Onkel Basil, hör auf mit deiner urgetrübten Seele! Das ist ein Wunschtraum von dir.“ Motte kam herein. Basil nahm den dritten Strauß und bot ihn der alten Motte an.

„Da, ein Pfund Zinnien“, sagte er. Sie lachte.

„Ein Bajaß“, sagte sie vor sich hin, als sie hinausging. „Ein Bajaß, wie er als Junge einer gewesen ist. Heute, wie damals.“ Sie verschwand. Man lachte hinter ihr her.

„Nun erzähle, Jo“, sagte Basil.

„Ach, erzählen! Ich habe euch ja alles geschrieben.“

„Was man so schreiben konnte“, ergänzte Basil. „Oder wollte.“

„Gelt, Basilius, du läßt das Kind im Frieden seinen Tee trinken? In solchen Dingen gibt's kein Müßigen. Nur ein Können“, sagte Berkeo bedächtig.

„Ja, ja, Papa. Du bist so gut.“ Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Jorinde, du weinst? Du bist daheim und weinst?“

„Ich weine, weil ich . . . es rührt mich alles . . . ich bin so verwirrt . . ., ich bin froh, und doch tut es mir weh . . .“

„Das ist natürlich“, sagte Perkeo. Der Unterschied ist groß, die Uebergänge eng. Die große Landstraße, und hier der gemütlche Tee. Entbehrung und hier Ueberfluß.

„Papa“, sagte Jo, „das alles ist es nicht. Ich habe nichts entbehrt. Die Landstraße war schön. Die Menschen überall so — alles war so richtig an seinem Platz. Die Kinder, der Pfarrer Koller, der Handmann und seine Frau, und . . .“

„Nun, Vergnügen wirst du kaum viele gehabt haben?“

„Oh doch. Da war der Ball in Baldingen, der weiße Ball, wißt ihr.“

„Gingst du denn allein an diesen Ball?“ fragte Claudia.

„Nein, Anna-Maria und ich gingen beide. Verkleidet. Ich als Römerin. Wir gingen mit unsern Partnern. Mich hatten zwei eingeladen und ich ging mit beiden.“

„So“, sagte Perkeo. „So.“ Und Basil pfiß: „So geht's, wenn zwei Buben ein Mädcl liebhaben, 's tut wunderfclten gut . . . jubee . . .“

„Onkel Basil, du pfeiffst falsch.“

„So, vielleicht hörst du falsch? Als was seid ihr denn hingegangen?“ fragte Claudia.

„Ich als Römerin, als Poppäa.“

„Und die beiden Herren“, wollte Basil wissen.

„Als Römer, natürlich. Anna-Maria als Ahnfrau.“

„Also als ein Gespenst“, schrie Basil, der sich leicht ablenken ließ. „Wie hat sie das angestellt? Kam sie im Nachthemd?“

„Sie kam so“, sagte Jo und machte ein unbewegliches Gesicht, schloß die Augen, und hielt Arme und Hände vor sich ausgestreckt, wie jemand es tut, wenn er in einem dunkeln Gang geht. Dazu stöhnte sie leise. Basil lachte.

„Und wer war dieses Gespenstes Gefährte?“

„Ein Don Quichotte. Sie haben sich nachher verlobt und heiraten bald. Ich bin Brautjungfer.“

„Das habe ich in meinem Leben noch nie gehört, daß ein Gespenst heiratet“, lachte Basil.

„Sie ist tüchtig zum Leben erwacht“, sagte Jo. „Vorher war sie beinahe ein Engel.“

„Und jetzt?“

„Ja, vielleicht immer noch. Es kommt darauf an, ob Küßen in der Laube und Umarmen zu einem Engel passen.“

„Engel tun das nicht“, sagte Claudia.

„Engel tun das“, meinte Perkeo und sah dabei Claudia liebevoll an.

„Menschen werden zu Engeln in meinen Augen, wenn sie küßen“, sagte Basil. „Was sagst du, Jorinde?“

„Wenn man küßt ist man kein Engel mehr“, antwortete Jo kurz.

„Was weißt denn du, Nichtchen? Jedenfalls bist du einer, wenn auch kein weißer, sondern ein roter mit goldenem Herzen.“

„Solange man ein Engel ist, küßt man niemanden. Wenn man keiner mehr ist, küßt man jemanden“, fuhr Jorinde fort.

„Ich bin erstaunt“, sagte Perkeo, und sah seine Tochter an.

„Das ist ein sonderbares Gespräch“, wehrte Claudia ab. Sie erschraf. So hätte Jorinde vor ihrer Wanderschaft nie gesprochen. Und wie sie es umging, die Namen der zwei Herren zu nennen, überhaupt von sich und ihnen zu erzählen? Und doch ist sie mit ihnen zum Tanz gegangen. Mit zweien! Es ist da etwas Sonderbares dabei, dachte sie.

Sie hatte beim ersten Blick auf Jos Gesicht gesehen, daß aus dem Kind ein junges Mädchen geworden war, mehr, ein

junger Mensch, mit ernsteren Augen. Ach, meine Jorinde, ist es schon vorbei mit Tanzen und fröhlichem Singen? So ernst bist du geworden? Aber da fiel ihr ein, daß der Tag, an dem Perkeo und sie Freunde wurden, der schönste gewesen war. Möchte sie einen einzigen Tag in ihrem Leben missen? Nein, ganz gewiß nicht. Warum bangt man denn um die Kinder, wenn man sie den Weg gehen sieht, den man selbst gegangen?

„Du erzählst uns später einmal von Dingen, die dir Freude machten und . . . oder weniger Freude, nicht? Gelt, Herz?“ Jorinde warf sich der Mutter um den Hals.

„Liebste, Beste und Schönste! Papa kann lachen.“

„Und du auch“, meinte Basil. Perkeo aber schwieg. Er allein wußte, was ihm Claudia war und was er ihr.

Ja, da war nun Jorinde daheim. Was für ein schönes Wort: Daheim. Geborgen. Sorglos. Von Liebe umgeben, also glücklich. Glücklich? Bewahre. Jo lief so herum, tat, was sie zu tun hatte, wenig genug, vorläufig wenigstens. Sie wurde eingeladen. Sie machte mit Claudia Besuche. (Ungern.) Sie besah sich Onkel Basils neue Münzen. Sie gab den Skifreunden den versprochenen Tee. Sie ging zu Frau Seemann, und das war eine Tat, denn es fiel ihr sehr schwer, und es graute ihr vor dem Gespräch mit der Mutter Mays.

Frau Seemann sah aus wie eine alte Frau, hinfällig, blutlos, schwach, blaß. Sie bat Jorinde, ihr von Mays Besuch zu erzählen. Sie sollte ihr aber die ganze Wahrheit sagen.

Was nützte erzählen? Was nützt alles, nun das Kind tot war? Was sollte das Schwagen darüber? Die Wahrheit wollte Jo gar nicht sagen, die Eltern kannten sie ja, und was sie nicht wußten, sollte Mays Geheimnis bleiben. Nein, nein, dachte Jo, ich schweige. Das ewige Wiederkäuen mag ich nicht. Hätten sie die Arme mit sich genommen in Gottes Namen, oder wären mit ihr in ein fremdes Land gereist, oder hätten ihr sonst einen Weg gezeigt, den sie hätte gehen können. Sie waren ja nicht einmal selbst weggezogen, wie sie es vorhatten.

„Ich weiß nichts anderes, als was Sie auch wissen, Frau Seemann. Und May würde nicht glücklich geworden sein, wenn sie gelebt hätte. Und jetzt quälte sie nichts und niemand mehr . . .“

Frau Seemann neigte sich zum Zeichen ihres Einverständnisses, aber es sah aus, als ob eine alte Weide von heftigem Wind gebeugt würde, oder, als ob ein lebensmüder Mensch dem Tode zunickte. Jo wurde es unheimlich ängstlich zumute. Sie wäre gerne gegangen. Da stand Frau Seemann auf und brachte einen Ring, den sie Jo ansteckte.

„Den Ring sollte May zu Weihnachten bekommen“, sagte sie. „Nicht wahr, Sie wollen an May denken, wenn Sie ihn tragen?“

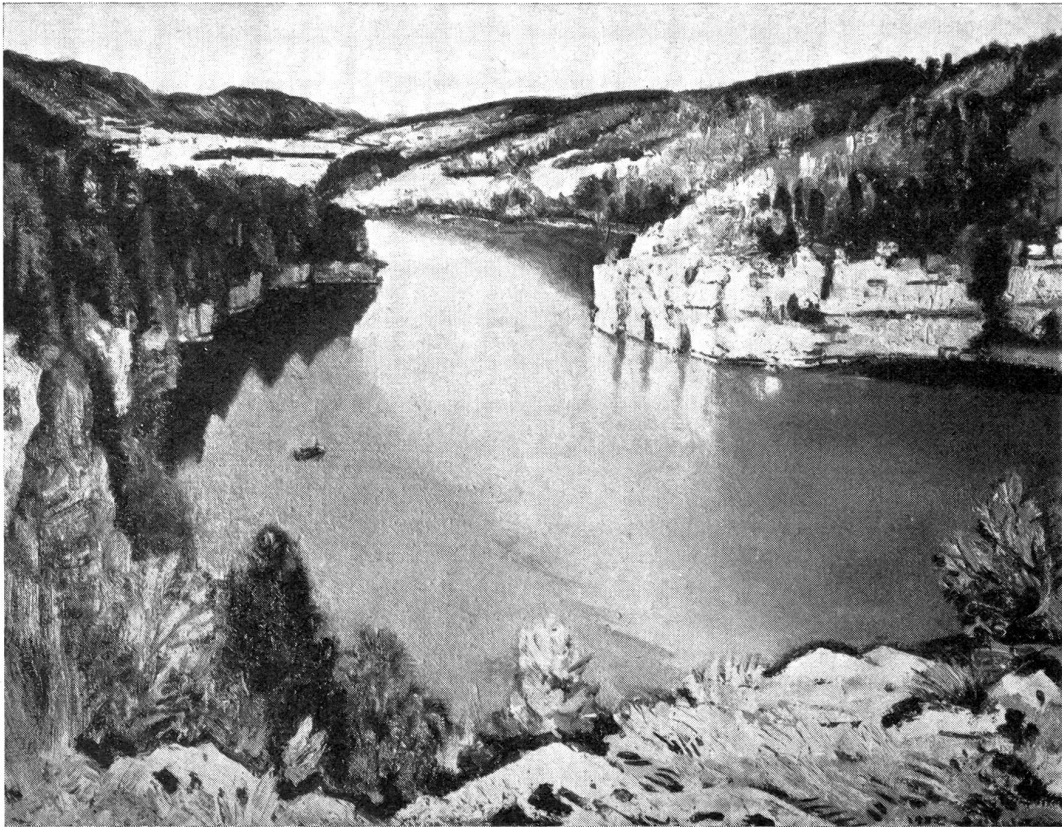
„Ich hätte May auch ohne Ring nicht vergessen“, sagte Jo.

„Ach, alles vergißt man, alles, alles. Im Glück, im Unglück. Die Gräber bleiben vergessen. Blumen wachsen darüber. Die Toten hätten es gut, sagt man. Aber dennoch will keiner sterben. Sie war ein dummes, aber ein liebes Kind. Wissen Sie, Jorinde, ich wäre Gott dankbar gewesen, wenn ich hätte sterben können. Wozu lebe ich? Niemandem zur Freude.“ Sie schwieg und streckte ihre Hand aus, und schob Jo leise weg. „Vergessen Sie sie nicht. Achte auf dich . . . Kind, aber du bist ja nicht May.“ Jo hörte sie weinen, als sie hinausgegangen war.

„Das ist traurig, diese arme verlassene Frau zu sehen“, sagte Jorinde zu Claudia. „Diese Last muß sie nun schleppen, bis sie tot ist. Sie wird bald sterben.“

„Wie kommst du auf diesen Gedanken?“

„Sie gleicht einer Larve, einer leeren.“



Der Doubs

Charles L'Eplattenier

Die beiden Jorinden kämpften immer noch heftig miteinander. Schatten-Jorinde war bedeutend im Vorteil, beständig bestete sie: . . . Gräm dich doch nicht! Es gibt wahrhaftig genug Männer in der Welt. . . . So würdigte sie keiner Antwort. . . . Der Ulrich ist gar nicht so übel. Würst du mit dem Ulrich zufrieden gewesen, du hättest es jetzt gut. Du hast auch deine Fehler. . . . So schwieg. . . . Viele Mädchen sind froh, wenn sie einen Mann haben und Kinder bekommen, und sich gut anziehen können und auf Bälle gehen. . . . So verachtete die andere. . . . Und Mädchen gibt's genug, flüsterte Schatten-Jorinde, und der Herr Andreas wird sich schon umsehen. Jetzt wurde Jo feuerrot. . . . Gans, sagte sie laut, heftig.

„Wie?“ rief Claudia aus dem Nebenzimmer.

„Nichts, Mama, ich habe nur etwas vor mich hingesagt.“ Claudia kam herüber.

„Was hast du nur, Liebes? Du hast etwas, das dich quält, du bist nicht mehr. . . .“

„Das haben die Skifreunde neulich auch gesagt. Man wird eben älter.“

„Ja, achtzehn Jahre alt“, sagte Claudia. „Langweilst du dich? Möchtest du etwas lernen, betreiben, unternehmen? Willst du die Frauenarbeitschule besuchen, oder wieder mehr Tennis spielen?“

„Nein, danke, Mama. Ich dachte, ob ich vielleicht Papa in der Klinik helfen sollte? Ich glaube schon, daß ich Geduld genug hätte. Man lernt doch manches, wenn man so allein ist in der Welt draußen. Oder ob ich mich weiter ausbilden sollte als Vortragende? Ich hatte schöne Erfolge und erzählte mit großer Freude. Aber da fehlt noch manches. Ich könnte dann reisen und Vorträge halten?“

„Darüber können wir reden. Gibt es sonst nichts, das dich beunruhigt?“ Jo schwieg. Claudia fragte nicht weiter.

Eines Tages, an einem schönen Herbstmorgen, — die Sonne glühte in den roten Blättern der Kirschbäume, schmückte sie mit Rubinen, und tauchte die Buchenblätter in Gold — faßte Jorinde einen Entschluß. Indem sie ihn faßte, erschien ihr die Welt schon schöner. Es war hell geworden in ihr. Sie kündete ihren schwarzen Gedanken, ihrem Troß, ihrer Furcht vor Demütigung den Gehorsam. Sie wollte einfach tun, was sie richtig fand.

Fällt mir ein, dachte sie, mir das Leben zu verderben. So geht's nicht weiter. Dies traurige Getue ist mir verleidet. Noch heute schreibe ich dem Andreas. Das ist doch das Natürlichste und das Allereinfachste. Heute schreibe ich, schreibe ich, schreibe ich. . . . das sang sie schon ganz laut, und die vor Ueberraschung starre Schatten-Jorinde hatte kaum Kraft genug, um Einwendungen zu machen. . . . Schweig, herrschte Jo sie an. Kein Wort mehr. Was weißt denn du? Ich habe lange genug auf dich gehört, du Giftige! . . . Es wurde nicht mehr geantwortet. —

Jorinde suchte ihren Füllfederhalter und fand ihn nicht. Das tut mir nun die andere zuleide, sagte sie wiederum laut. Die will mich mit Gewalt verhindern. Du arme Jorinde Steffen du, bedauerte sie sich selbst, hast dich so abquälen müssen. Aber damit ist es aus. Jetzt kommt die Freude und kommt die schöne Hoffnung und Erwartung, und kommt ein Brief, und darin steht ein Satz. . . . Jo schaute verzückt zum Fenster hinaus. Ein Herbst ist das, ein Herbst. . . . das ist ja das reine Paradies.

. . . . Du könntest dich aber brennen, flüsterte Schatten-Jorinde noch einmal ganz leise. Kein Brief kommt. Nichts steht darin als höfliche Grüße, aus ist es mit der Freude. . . . Da lief Jorinde zum Schreibtisch und suchte nach der Feder und fand sie, und nahm einen großen dicken, weißen Bogen Papier und schrieb. Und was stand da: Lieber Andreas, ich habe lange gewartet mit Schreiben, weil ich nicht genug Vertrauen in dich hatte. Heute morgen wurde alles anders. Ich habe Vertrauen

und ich habe dich lieb, und muß dir das sagen. Ich hatte keine Ruhe mehr. Hättest du mich ruhig ausreden lassen! Ich habe dir damals schon sagen wollen, daß ich mir gar nichts aus dem Ulrich mache, und daß ich ihn nur geküßt habe, weil er im Garten damit anfing, und mir nachher so viel Champagner zu trinken gab, so daß ich aus purem Uebermut ihn küßte. Worüber ich mich sehr schäme. Ich habe dich damals schon liebgehabt, als du noch mein Wanderer warst, aber das wußte ich immer nicht ganz sicher. Und daß ich den Falschen geküßt habe, das hat mir großen Kummer gemacht. Ich habe es dir, als wir nach Richisau gingen, den ganzen Tag sagen wollen. Aber ich konnte nicht. Jetzt weißt du es. Jorinde.

Ach, was bin ich froh, dachte Jo, als sie fertig war. Mir fällt, ich weiß nicht was vom Herzen. Du lieber Gott, und das wollte ich ihm nicht sagen? Was ist doch der Stolz für eine dumme Sache, wenn man jemand liebhat.

Raum hörbar, flüsterte Schatten-Jorinde noch: Lach' nicht zu früh. . . . Doch, ich lache, schrie Jo, ich lache, und ich freue mich und ich will den ganzen Tag singen. Sie begann sofort und man hörte es im ganzen Haus: Im Argäu sy zwöi Liebi, und es Meiteli und es Bübi, und die hei enandere gärn, gärn, gärn, und die hei enandere gärn . . . das Lied mit den vielen Versen, das sie auf der Landstraße gesungen hatte, als sie dem Wanderer zuerst begegnet war, und er ihr zugerufen hatte: Sie sind aber fröhlich.

Claudia in ihrem Zimmer hob vor Staunen den Kopf. Jo singt. Jo lacht laut vor sich hin. Was hat denn die plötzlich zu singen? Sie ging hinüber.

„Jo, du bist so fröhlich?“

„Ja, weil ich einen Brief geschrieben habe.“

„Wem hast du denn geschrieben?“

„Meinem Wanderer. Weißt du, meinem Wanderer, den ich damals auf der Landstraße getroffen habe . . . und später noch viele Male . . . und mit dem ich auf dem Ball war . . . und . . .“

„Ja, warum schreibst du ihm denn? Es ist doch die ganze Zeit kein Brief an dich gekommen?“

„Nein, aber eben darum schrieb ich ja, damit einer kommt. Das konnte ich nicht mehr aushalten.“

„Was aushalten, Kind?“

„Daß ich nicht wußte, ob er mich eigentlich lieb hat.“

„Jorinde“, rief Claudia. „Du hast ihn doch das nicht so einfach gefragt?“

„Doch. Natürlich habe ich ihn gefragt. Wie konnte er sonst wissen, daß ich solch eine Last auf meinem Herzen hatte?“

„Ja, aber Jo, ich begreife dich nicht. Du bist doch ein Mädchen, du mußt doch nicht einem Herrn schreiben . . .“

„Ja, weißt du, das war nämlich so: daß ich an diesem weißen Ball seinen Bruder — sie sind Zwillinge, gelt, komisch — geküßt habe. Sie waren sich sehr ähnlich, und man konnte sie kaum voneinander kennen, und — richtig, das hätte ich Andreas auch sagen sollen, denn das hat mitgeholfen — da hat mich der Ulrich im Garten geküßt.“

„Jorinde! Aber Jorinde!“

„Ja, und ich habe das dem Andreas, das ist der Wanderer, gesagt, und bin dann davongelaufen, weil ich mich geschämt habe, und jetzt meint natürlich der, ich hätte den Ulrich lieber als ihn. Darum habe ich ihm geschrieben.“

„Jorinde, das hast du diesem Herrn geschrieben?“

„Das ist kein Herr. Das ist der Andreas Zumbrunn, den kennt jedes Kind. Du wirst sehen, was er antwortet.“

„Aber Jorinde, das geht doch nicht . . .“

„Es ist ganz gut gegangen, nachdem ich endlich die Füll-

feder gefunden habe. Im Nu war der Brief geschrieben. Jetzt weiß er die Wahrheit und alles andere ist mir gleich.“

„Aber Jorinde, wenn er dich nun gar nicht liebt?“

„Genau so sagte die Schatten-Jorinde.“

„Wer ist das?“

„Die andere. Weißt du. Ich, wenn ich nicht so richtig Ich bin. Die mutlose, mißtrauische, hochmütige Jorinde, die hat mir Dinge zugeflüstert . . . wie du, aber du kennst ja den Andreas nicht, und kannst nichts dafür. Aber sie kennt ihn. Und jetzt bin ich glücklich, weil ich ihm geschrieben habe. So, und nun muß ich mein Liedlein zu Ende singen, denn halbwegs kann es nicht bleiben: Und der jung Chnab chunnt wieder hei, hei, hei, und der jung Chnab chunnt wieder hei . . . Sie fiel der Mutter um den Hals und küßte sie, und lief hinaus, hinunter und war weg.“

Claudia ergab sich. Die Mädchen von heute, dachte sie. Es war ihr so dunkel, daß Jorinde immer noch nicht die Schlimmste sei. May! Es schauderte sie. Vielleicht haben sie recht. Vielleicht waren wir im Grunde nicht so viel anders; wenn ich mich genau erinnere und die Sache recht be sehe, habe ich auch dem Perkeo ein wenig mit . . . wie sagt man doch . . . mit dem Kochlöffel . . . ach nein, mit dem Zaunpfahl gewunken. Aber damals habe ich das gar nicht gewußt. — —

„O du Schöni und du Liebi, vo Härze gfallsch du mir, mir, mir, vo Härze gfallsch du mir, hörte man im Garten singen. Herzenskind, dachte Claudia.“

Drei Tage später gingen Claudia und Perkeo in der Allee des Gartens auf und ab. Die kleinen Finger eingehakt, wie sie es seit zwanzig Jahren gewohnt waren. Da hörten sie rufen. Ein Fenster wurde aufgerissen. Dort stand Jorinde und hielt einen großen Rosenstrauch in den Händen, schwenkte ihn in der Luft herum und rief: Vom Wanderer, Mama! Perkeo! Vom Wanderer!

— Ende —

Mädchenwunsch

Von Adolf Wilbrandt

Du weißt, o lieber Gott, wie ich ihn möchte,
Den einen, den ich lieben soll:
Nicht weichlich zahm — nicht, daß ich daran dächte —
Doch immer sanft und immer liebevoll!
Schön — doch ein Mann!
Und fleißig — doch nicht ganz in seinen Fleiß vergraben;
Und weise, wie man's nur begehren kann —
Doch nicht zu ernst, nicht zu erhaben!
Hold gegen alle, doch nur mein allein;
Geliebt von allen — ja, auch das mag sein —
Doch keine soll so lieb wie ich ihn haben!

Von Leben und Tod

Von Peter Bratschi

Es kam öfters vor, daß der kleine Bitus seinen Vater begleitete, wenn dieser — der Schullehrer von Oberstein — zu einer Beerdigung gerufen wurde, um beim Trauerhause ein Leichengebet zu halten.

Da die Gemeinde Oberstein sehr weitläufig war, indem einzelne Wohnungen hoch in den Bergen lagen, hatte der Schulmeister manchmal einen weiten Weg zurückzulegen, um seiner Pflicht zu genügen. Er war dann froh, wenn der kleine Bitus ihn begleitete und ihm mit seinem Geplauder die Zeit verkürzte. Der Vater sprach auf solchen Gängen gerne von den Menschen, die er dort oben kannte. Er erzählte von ihrem rauhen Leben auf den Bergen, von ihrem Werktag, ihren